

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 36 (1960-1961)
Heft: 3

Artikel: Begegnung der Konfessionen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074179>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Begegnung der Konfessionen

Von **

Protestanten und Katholiken wohnen in unserem Lande heute glücklicherweise friedlich nebeneinander. Aber in der Regel wissen beide wenig davon, wie die Konfession das Leben der Mitbürger der anderen Glaubensrichtung äußerlich und innerlich mitgestaltet. Im nachstehenden Beitrag zeigt eine junge Frau, die in einer überwiegend katholischen Kleinstadt aufgewachsen ist, wie ihre katholische Erziehung auf sie eingewirkt hat. Ebenso aufschlußreich ist die Schilderung ihrer späteren Begegnungen mit Protestanten in einer zur Hauptsache reformierten Stadt.

F. H.

Wir wohnten in einem hellen Haus mit großen Zimmern. Es gab Werkstage und es gab Sonntage. Und es gab Feste. Am meisten liebte ich den Sonntag. Auch auf die Feste freute ich mich, aber irgend etwas ging dabei meistens schief. Entweder machte ich Flecken auf das schönste Kleid, drückte der neuen Puppe die Augen ein oder erregte sonst das Mißfallen meiner älteren Schwester. Dann schimpfte sie, und ich war unglücklich. Am Sonntag gab es wenig solche Aufregungen. Er begann übrigens schon am Samstagabend um sechs. Nahe bei unserm Haus steht die protestantische Kirche. Punkt sechs wird dort der Sonntag eingeläutet. Das Geläute ist voll und stark. Um diese Zeit wurden wir Geschwister alle gebadet. Ich war die zweitälteste und kam deshalb fast zuletzt an die Reihe. Meist trug man mich gegen Ende

dieses Geläutes ins große weiße Badtuch gewickelt ins Bett. Ich lag dann wohlig unter der Decke. Es war wunderschön. Mutter hatte damals immer eine Haushalthilfe. Diese brachte die Teller mit dem Grießbrei ins Buben- und ins Mädchenzimmer. Auf dem Grießbrei waren mit Rosinen Gesichter gezeichnet, die man Stück für Stück wegessen konnte. Nachher begannen wir in den Betten zu spielen, bis um sieben Uhr von den verschiedenen katholischen Kirchen der Stadt das Geläute einsetzte. Es war weiter weg, vielstimmiger und daher noch feierlicher als jenes um sechs.

Auch der Sonntagmorgen war voll von diesem geheimnisvollen Klang. Es läutete, wenn ich aus dem Bett schlüpfte. Draußen im Korridor stand dann meistens Vater im weißen Hemd und wählte seine Sonntagskrawatte. Er schaute uns am Sonntag immer ganz besonders lieb an. Seine Bewegungen waren ruhig und fröhlich, während er am Werktag oft pressieren mußte. Zeitig und mit festlichem Gesicht gingen die Eltern zur Kirche. Ich wußte, daß ich auch mitgehen würde, sobald ich größer war.

Für mich war alles ganz selbstverständlich. Ich freute mich auf die erste Beichte und die erste hl. Kommunion. Ich wußte, daß ich oft böse war. Das habe ich dann dem Priester gesagt, der es mit mir vor Christus hintrug. Dann sagte er mir, daß ich dem Heiland sagen solle, daß mir mein Bös-sein leid tue und gab mir die Losprechung. Meist hatte ich darauf ein tiefes Glücksgefühl. Ich hätte heimhüpfen und tanzen mögen. Damals haben mir alle Leute, die nicht beichten konnten, aufrichtig leid getan.

Natürlich gab es manchmal auch Komplikationen. Wir hatten in der dritten Klasse im Religionsunterricht einen alten Pfarrhelfer. Er erklärte uns den Begriff Unkeuschheit. Er sagte, es sei unkeusch, wenn man das Brüderchen anschauet, wenn es abgedeckt auf dem Bett schläfe. Mich überkamen Zweifel. Ich schaute meine Brüder immer an. Und dann hatte ich mir selber hin und wieder zwischen die kleinen Beine gegriffen und ein bißchen gekratzt. Schließlich entschloß ich mich, das bei der Beichte zu sagen. Der Vikar kannte mich. Ich müsse das nicht beichten, riet er mir, aber ich solle es der Mutter sagen. Damit waren die kindlichen Gewissensnöte behoben. Mutter verordnete mir eine ganz prosaische Wurmkur.

In der Sekundarschule wurde mein Seelen-

leben komplizierter. Ich begann für jenen Vikar zu schwärmen. Einmal beim Skifahren sah ich ihn auf der Piste stehen. Ich hatte vor, möglichst eindrucksvoll an ihm vorbeizusausen. Wie es aber in solchen Fällen zu gehen pflegt, flog ich unmittelbar vor ihm auf die Nase. Er lachte. Und ich suchte mir Beichtväter, die mich nicht kannten.

Ich trat damals einer kirchlichen Jugendgruppe bei. Wir waren sehr aktiv und liebten die Diskussionen. Wir sprachen über die Voraussetzungen zu einer guten Ehe, waren absolut überzeugt, daß wir niemals einen andersgläubigen Mann heiraten oder die Scheidung einer Ehe zulassen würden, nahmen mit etlichen Vorbehalten das klösterliche Ideal zur Kenntnis und lernten den Begriff der frei gewählten Jungfräulichkeit kennen. Auch andere Religionen und Konfessionen boten Diskussionsstoff, der uns aber praktisch wenig berührte, da wir alle damals noch vollständig über Zweifel an unserer eigenen Kirche erhaben waren. In der Jugendgruppe wurde uns der Zugang zu den liturgischen Handlungen im Gottesdienst durch gemeinsame Erlebnisse und Feiern sehr erleichtert. Auch die häufige Kommunion und Beichte erfuhr manche Förderung. Ich kam mir dem Leben gegenüber sehr weise vor, hatte ich doch die Gewißheit, auf alles, was mir etwa zustoßen könnte, die Antwort zu besitzen.

Paradoxalement erfuhr mein religiöser Gesichtskreis trotz des vermehrten Wissens eine Art Einengung. Ich war nicht mehr bereit, mich mit der ganzen Menge der Katholiken eins zu fühlen. Mir gaben die alten Frauen und die unliturgischen Gottesdienste auf die Nerven. Eine Messe, in die alle kamen, schien mir nichts Rechtes zu sein. Ich wollte etwas Besonderes, für uns Junge Gestaltetes. Deshalb war ich zum Beispiel ohne weiteres bereit, mitten in der Nacht aufzustehen, zu einer einsamen Kapelle zu pilgern und dort mit meinen Freundinnen einer Frühmesse beizuwohnen. Das alles war so erhebend. Überhaupt kam das religiöse Brauchtum meinem damaligen Hang zu Besonderheiten entgegen. Ich liebte zum Beispiel die Bittprozessionen durch die frühsommerlichen Felder. Ich liebte auch die Rorate-Ämter – feierlich gesungene Messen zu Ehren der Muttergottes – während der Adventszeit. Sie fanden jeweils am Mittwochmorgen um sechs Uhr in der alten gotischen Kirche statt. Das Chor war mit unzähligen

Kerzen beleuchtet. Auch die Gottesdienstbesucher brachten Kerzen mit. Es brannte nie ein elektrisches Licht. Ein Kinderchor sang und uns war nach dem Gang durch die manchmal schon verschneite schlafende Stadt wunderbar weihnachtlich zu Mute. Verständlich, daß uns das Rorate-Amt allein nicht genügte. Dorthin kamen die Erwachsenen auch. Wir stiegen deshalb nachher noch mit den brennenden Kerzen in den klammen Fingern zum Wald hinauf, und einmal beteten wir die Matutin, das offizielle kirchliche Morgengebet, das von Priestern und Mönchen gebetet wird. Im Dämmer unter uns lag die Stadt. Meist machten wir uns dann zu spät auf den Schulweg, stopften deshalb hastig das Frühstücksbrot in den Mund, rannten die steile Straße hinunter und kamen atemlos beim Schulhaus an. Damit erreichten wir, daß alle von unsren Unternehmungen wußten. Wir ließen uns gern bewundern.

Es lebten auch andere Bräuche in unserer Stadt, die mir weniger zusagten. So wurde am Blasiusstag der Halssegen erteilt. Der Priester ging mit zwei brennenden Kerzen durch die Reihen der Gläubigen und bat in einer alten Gebetsform den hl. Blasius, er möge uns durch seine Fürbitte vor Krankheiten bewahren. Als Kinder waren wir immer gegangen. Später hatte ich gelernt, daß die hl. Messe viel wichtiger sei als der Blasiussegen. Mich ärgerte es dann, daß meine Eltern wohl zum Halssegen gingen, aber kaum jemals am Werktag die Messe besuchten. Das mahnte mich an Aberglauben. Ich selber war zu dieser Geste bald einmal zu stolz.

Auch der Aschermittwoch zu Beginn der Fastenzeit machte mir zu schaffen. Vor und nach der Messe macht der Priester ein kleines Kreuz auf den Scheitel des vor ihm Knienden und sagt dazu: «Gedenke Mensch, daß du von Staub bist und wieder zu Staub werden wirst.» Diese Handlung ist ein Symbol und soll die Gläubigen daran mahnen, daß jedem Leben der Tod folgt, und daß deshalb die bevorstehende Buß- und Fastenzeit zu einer innern Umkehr von der «Welt» weg zu Christus hin benutzt werden soll.

An diesem Tag gehen sehr viele Leute in die Kirche. In den untern Klassen hatten wir uns in der Schule immer stolz die Aschenkreuze gezeigt. Aber später drückte ich mich mit allerlei Listen um den Kirchenbesuch am

Aschermittwoch herum. Es verletzte mich zu knien und mit Asche gezeichnet zu werden.

Dagegen habe ich den Agathatag immer geliebt. Es geht die Legende, die hl. Agatha habe einen brennenden Lavastrom, der viele Wohnstätten zu vernichten drohte, aufgehalten. Sie habe ein Brot in die feurigen Massen geworfen, als sie Gott bat, das Wunder zu vollbringen. Seither wird an ihrem Fest am frühen Morgen Brot gesegnet. Bei uns buken die Bäcker an diesem Tag spezielle weiße Brötchen. Man konnte sie vor der Kirche kaufen und sie selber zum Segnen bringen oder später aus den großen Körben nehmen, die die Bäcker zur Kirche getragen hatten. Selbstverständlich waren diese frischen Brötchen eine willkommene Festgabe auf dem Frühstückstisch, besonders weil wir sonst immer Schwarzbrot aßen. Dann gab es noch den Aloisiustag, an dem wir schulfrei hatten, weil irgend einmal im Mittelalter die Stadtväter gelobt hatten, daß dieses Fest gefeiert werden solle. Was der Grund dazu war, weiß ich nicht mehr.

Eine ziemliche Wandlung hat meine Einstellung zum Fronleichnamsfest erfahren. Als Kind fand ich es einfach herrlich. Ein paar Tage vorher wurden in der Schule die Körbchen verteilt. Sie waren ziemlich flach, wurden mit Blumen gefüllt und mit einem Band um den Hals getragen. Dann kamen die Nachfragen, wer zwei weiße Kleider habe und für dieses Fest eines abgeben könne. Irgendwie waren immer für alle weiße Kleider da. Mein eigenes stammte von der ersten hl. Kommunion. Es hatte breite Säume und Nähte und wuchs während der ganzen Primarschulzeit mit mir. Vor dem Fest wurden mir und meinen Schwestern auch immer die Haare frisch gewaschen. Wir durften sie unter den Kränzen offen tragen. Wenn das Wetter sicher war, machte Mutter die Blumenkörbchen am Vorabend bereit. Im andern Fall wartete sie bis zum Fronleichnamstag. Früh am Morgen kündeten Böllerschüsse an, daß die Prozession abgehalten werde. Und dann begannen die Glocken der ganzen Stadt zu läuten. Überall auf den Straßen herrschte Geschäftigkeit. Tage vorher waren Blumen, Buchenäste und ganze Wagenladungen frischgeschnittenes Gras in die Stadt gefahren worden. In der Nacht vor Fronleichnam wurden die vier großen Altäre errichtet, von denen aus die Stadt und ihre Bewohner gesegnet werden würden, und an denen feierlich die ersten Kapitel der vier

Evangelien gesungen wurden. Der schönste Altar war immer vor dem Regierungsgebäude, der liebste aber in der Altstadt. Dort war das holprige Pflaster dicht mit frischem Gras überdeckt. An den Hausmauern lehnte duftiges Buchengrün und die Fenster waren mit Kerzen, Blumen, Teppichen und Heiligenstatuen geschmückt. Christus in seiner eucharistischen Gestalt wurde erwartet. Aber auch die Bahnhofstraße war wie verwandelt. Alle Schaufenster waren verdeckt und überall prangten Blumen.

In dieser festlichen Stimmung zogen wir hinauf zum Pulverturm. Einmal bin ich dabei gestolpert und verlor meine Blumen, aber in den meisten Jahren ging alles gut. Wir standen klassenweise ein. Die Lehrerinnen mahnten uns nochmals brav und andächtig zu sein, da wir den Heiland begleiten durften. Das taten wir auch so lang wie möglich, aber der Prozessionsweg war weit, und die Sonne brannte oft ziemlich unbarmherzig. Es gab vier aufregende Momente während der Prozession. Viermal hatte sich das ganze Volk auf den großen Plätzen versammelt, um den Segen zu empfangen. Und viermal hob der Stadtpfarrer feierlich die Monstranz. Die Glöcklein der Ministranten bimmelten. Das Geläute der Kirchen setzte ein, und draußen auf der Schützenmatte dröhnten Böllerschüsse. Meist kamen sie genau zur Zeit. Ich bin lange nicht klug daraus geworden, wie die Feuerwehr diese zeitliche Übereinstimmung bewerkstelligte. Deshalb wartete ich Jahr für Jahr von neuem gespannt auf diesen Augenblick.

Auch Fronleichnam war für mich während der Kinderzeit einfach selbstverständlich gewesen. Das änderte erst, als ich keinen festen Platz mehr in der Prozession hatte. Plötzlich einmal gehörte ich zu den Erwachsenen. Ich schaute mir die langen Reihen der Frauen an und wußte nicht, was ich bei ihnen zu suchen hatte. Sie waren nicht sehr diszipliniert und beteten den Rosenkranz. Dazu war einer der ältesten Priester in ihren Reihen und versuchte mit Gestikulieren und Herumrennen Ordnung in dieses Gebet zu bringen. Es gelang ihm nie. Dann wurde in diesen Reihen auch viel geschwatzt und herumgeschaut. Ich schämte mich. Es kostete mich eine große Überwindung, überhaupt noch an die Prozession zu gehen. Ich konnte es nur noch, wenn ich den Gang als ganz bewußtes Bekenntnis zu Christus auffaßte.

Ich bin dann während zwei Jahren nicht mehr zu Hause gewesen. Und als ich daraufhin Fronleichnam in meiner Vaterstadt erlebte, bekam meine Einstellung zu diesem Fest nochmals eine andere Farbe. Ich war überwältigt. Ich verstand plötzlich, daß hier Hunderte von Männern und Frauen mit einer natürlichen Offenheit ein freudiges Bekenntnis ablegten. Daß diese äußere Form unvollkommen war, weil eben nur alles Menschen sind, störte mich nicht mehr. Ich freute mich am Mut und an der Selbstverständlichkeit, mit der sich Regierungsmitglieder, Industrievertreter, Arbeiter, Hausfrauen und viele andere durch die Teilnahme an der Prozession zu ihrer Überzeugung bekannten.

Die erste Vorstellung von dem, was protestantisch sein bedeuten könnte, hatte ich mit etwa fünf Jahren. Meine ältere Schwester und ich besaßen verschiedene kleine Zelluloidpuppen. Es gab solche, die trugen am Rücken als Markenzeichen eine Schildkröte und andere Schneeglöckchen. Die Schildkröten waren häufiger. Wohl deshalb bestimmte die Schwester, daß ihre Trägerinnen katholisch seien. Mir gefielen die Puppen mit den Schneeglöcklein viel besser. Sie waren protestantisch, und ich wäre natürlich auch gern protestantisch gewesen. In der ersten Primarklasse gewann dann dieser Unterschied erneut an Bedeutung. Wer protestantisch war, mußte am Dienstag erst um neun Uhr in die Schule kommen. Vorher hatten wir nämlich «Bibel». Dafür gingen diese Mädchen dann einmal nach der Schule ins Unterrichtszimmer der protestantischen Kirche hinüber. Ich fand das riesig interessant. In unserer Klasse hatten fast alle Protestantischen hübsche Kleider. Sie waren nur eine kleine Gruppe. Wir Katholischen gehörten zum großen Haufen. Bei uns gab es viele Arme, darum schien es mir damals viel vornehmer, wenn man protestantisch war. Ich hatte in der Primarschule eine jüdische Freundin. Natürlich war das am allerinteressantesten. Wir haben uns ausnehmend gut verstanden. Nur einmal war ich verzweifelt. Kurz vor Weihnachten hat Ruth geweint. Unter Tränen erzählte sie uns, daß es bei ihr zuhause keinen Christbaum gebe. Das schien uns allen furchtbar. Wir konnten uns nichts anderes vorstellen, als daß Ruths Eltern sehr arm oder entsetzlich ... böse seien. In den Weihnachtsgeschichten, die in Kinderbüchern standen, waren nämlich

immer das die Ursachen fehlender Weihnachtsfreude gewesen. Nichts war für uns natürlicher, als Ruths Eltern in die Kategorie von sehr böse oder sehr arm einzuriehen. Daß sie der jüdischen Religion angehörten, und deshalb Christi Geburtsfest nicht feierten, sagte uns nichts. In

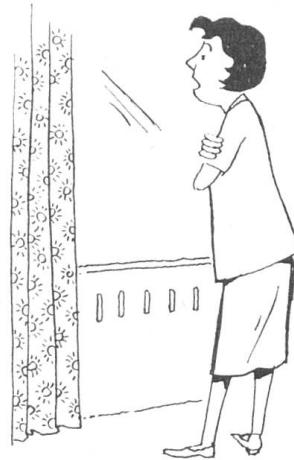
den Geschichten kam aber auch immer im letzten Moment noch durch gute Menschen Hilfe. So beschlossen ein paar Freundinnen und ich, Taschengeld und Sparbatzen zusammenzulegen und Christkind zu spielen. Wir hatten uns alles schön ausgedacht. Begeistert erzählte ich

Der kleine Familienfilm

von Hans Moser



Frau findet es unverantwortlich, wenn Eltern schon einem Vierjährigen ein Kindervelo schenken.



Erstens verwöhnt man das Kind. Zweitens ist es gefährlich.



Erklärt Hansli, wie froh er einmal sein wird, dass Mami ihm nicht alle seine unvernünftigen Wünsche erfüllt hat.



Sieht, dass inzwischen auch Ernstli ein Kindervelo bekommen hat.



Kommt mit einem Kindervelo nach Hause.



Findet es unerhört, dass Fritzli immer mit Hanslis Velo fährt. Seine Eltern hätten dem grossen Stock schon längst ein eigenes schenken dürfen.

meiner Mutter vom Plan und erlebte eine große Enttäuschung, als sie entschieden dagegen war. Sie versuchte mir den Sachverhalt zu erklären, aber ich habe ihn nicht verstanden. Noch lange plagte mich der Gedanke an meine Freundin ohne Weihnachten und Christbaum.

Später habe ich dann selber zur religiösen Minderheit gehört. Eigentlich habe ich diese Situation dann vorgezogen. In einem kleinen Kreis gibt es automatisch mehr Zusammenhalt. Es ist leichter, sich als eine Art Elite zu fühlen, als wenn man einer Mehrheit angehört, deren Mängel viel offensichtlicher zu Tage treten.

Ich war schon mehr als fünfzehn Jahre alt, als ich einer Jugendbewegung beitrat, die konfessionell gemischt ist. Die katholischen Mitglieder waren entschieden in der Minderzahl. Das kam mir bei einem gesamtschweizerischen Lager so richtig zum Bewußtsein. Es gab ganz am Ende des Lagers eine einsame Stelle, wo morgens die Messe gelesen wurde. Von da und dort kamen einzelne katholische Mädchen. Wir waren nur wenige, und es wurde wohl deshalb nicht allzuviel Rücksicht auf uns genommen. So hätte ich zum Beispiel nach Ämterplan während der Sonntagsmesse das Frühstück kochen sollen. Ich fühlte mich verletzt, weil meine Führerin doch hätte wissen müssen, daß für mich der Besuch der Sonntagsmesse ein Gebot war. Trotzdem wagte ich nur klopfernden Herzens Einspruch zu erheben. Ich hatte Angst, unter den Kameradinnen als Frömmeling und Drückeberger zu gelten. Auch Kleinigkeiten, wie zum Beispiel, daß man in unserm Unterkeller nur den protestantischen, nicht aber auch den katholischen Pfarrer zum Essen einlud, gaben mir zu schaffen. Aber da wagte ich mich nicht zu wehren. Ich schimpfte bloß bei Gleichgesinnten. Ich habe später noch gelegentlich ähnliche Situationen erlebt. Da ich wußte, daß für viele unter den andersgläubigen Kameradinnen die Tatsache, daß ich katholisch bin, eher befremdend wirkte, hatte ich stets Herzklagen, wenn es um eine Frage ging, die mit meiner Konfession in Zusammenhang stand.

Es fiel mir auch immer schwer, als Angehörige der Konfession, die ihre Gläubigen strenger an kirchliche Gesetze bindet, gewisse Neuerungen in meiner Gruppe einzuführen.

Als ich nämlich selber Führerin war und Lager leitete, wollte ich am Morgen und am Abend kurz mit den Mädchen beten. Viele protestantische Führerinnen hatten das schon immer getan. Bei uns war es aber nicht Brauch

gewesen. Es kostete mich eine ziemlich große Überwindung, damit anzufangen. Ich hatte Angst, daß die andern darin nicht einfach ein Gebet, sondern eine Art Beeinflussungsversuch von katholischer Seite sehen würden. Erst viel später konnte ich diese innerliche Kampf- oder Verteidigungssituation aufgeben.

Nach der Sekundarschule schickten mich meine Eltern für ein Jahr in ein Institut in die Westschweiz, damit ich dort französisch lerne. Es war ein von Klosterfrauen geleitetes Pensionat mit etwas mehr als hundert Schülerinnen. Schon die Ausrüstungsliste war aufregend gewesen. Schwarze Ärmelschürzen waren für den Werktag und dunkelblaue Kleider mit weißen Kräglein für den Sonntag vorgeschrieben. Im Sommer trugen wir weiße Röcke mit weißen Strohhüten, die das Institut lieferte. Das Haus war groß und kalt. Die Schlafäle hatten abgetrennte Kojen, die Kleiderschränke waren im Estrich und die Badezimmer im Keller. Wir mußten um sechs aufstehen und meistens sehr pressieren. Ich war anfänglich todunglücklich. Nur eine Zusatzportion Schokolade verschaffte mir einigen Trost. Vor allem vermißte ich die Wohnstube. Wir hatten nur kahle Studiensaale, einen nüchternen Speisesaal und eine geschmacklose Kapelle. Im Tagesprogramm war auch der tägliche Besuch der heiligen Messe und eine abendliche Andacht vorgesehen. Beides habe ich bald einmal geliebt, wohl weil dort mein ausgehungertes Gemüt am ehesten Nahrung fand. Mein Vater hat mir damals geschrieben, ich solle das eine Jahr im Institut aushalten und denken, es sei meine Rekrutenschule. So blieb mir nichts anderes übrig.

Damals habe ich angefangen, ein Tagebuch zu führen. Ursprünglich sollte es sehr fromm werden. Der Nährboden war aber nicht günstig für Schwärmerien. Wir hatten eine Klassenlehrerin, die ich verehrte. Unter ihrer Schwesternhaube barg sie eine tüchtige Dosis Humor und Nüchternheit. Einmal ließ ich einen reichlich sentimental Brief an eine Freundin herumliegen. Sie sah ihn und sagte mir, ich solle ihn zerreißen. So etwas schicke man nicht weg. Dann aber verschaffte sie mir kleine interessante Aufgaben, die mich beschäftigten. In mein religiöses Leben hat sie sich nie direkt eingemischt. Aber sie hatte ein eigenartiges System des Vor- und Nachgebens. So konnte sie ohne weiteres zwei, drei Schüle-

rinnen eine halbe Woche lang vom Unterricht dispensieren und sie ausschließlich an einem großen Wandbild zeichnen lassen oder mir unvermutet sagen, ich solle am nächsten Morgen bis um zehn Uhr schlafen, um dann aber auf der andern Seite auch wieder strikte Disziplin und sehr große Schulleistungen zu verlangen. In diesem Jahr habe ich wohl gelernt, daß Gefühle im religiösen Leben nicht sehr wesentlich sind, sondern daß es mehr um die Ausrichtung des Willens geht.

Nach diesem Jahr besuchte ich eine städtische Mittelschule. Wir waren Buben und Mädchen in der Klasse. Die Lehrer erteilten Unterricht, kümmerten sich aber sonst nicht um uns. Eine einzige Ausnahme machten die Religionslehrer. Wir hatten einen Professor, der leidend war. Er saß mit uns zusammen und machte die Stunde zu einer Art Gespräch. Es hat mich damals immer erstaunt, daß er auf viele Fragen keine eindeutige Antwort gab. So hielt er zum Beispiel nicht viel von den Gottesbeweisen, die wir von der kirchlichen Jugendgruppe her kannten. Er war der erste Katholik und vor allem auch der erste Priester, dem ich begegnete, der nicht einfach für jede Lebenssituation ein Rezept hersagte. Komischerweise schien er mir damals deswegen ein wenig suspekt.

Nach der Kantonsschulzeit kam ich wieder an eine Klosterschule. Meine dortige Klassenschwester entsprach der ersten nicht mehr. Ihr Fachwissen reichte meines Erachtens im Unterricht nicht aus. Was ihr fehlte, ersetzte sie durch fromme Sprüche. Wenn wir uns wehrten, warf sie uns mangelnde Demut vor. Logisch, daß die Zusammenarbeit nicht ersprießlich war. Obwohl wir beinahe zwanzig Jahre alt waren, liebte es diese Lehrerin, uns mit «Kinder» zu titulieren und uns lange Geschichten von der bösen Welt zu erzählen. Da die übrigen Lehrerinnen und vor allem die Schwester Direktorin ein anderes Format hatten, nahmen wir das Ganze nicht allzu tragisch. Aber wir schimpften viel und machten uns über die «frommen» Beweisführungen lustig. Unser damaliger Religionslehrer war ein absolut trockener Mensch, der mir wie ein wandelndes Paragraphenbuch vorkam. Daß er auf alles und jedes Antworten hatte, war klar. Ich zog vieles in Zweifel, sah aber die Aussichtslosigkeit einer Diskussion ein.

Mit diesem Rüstzeug kam ich dann von Kleinstadt und Geborgenheit im katholisch ge-

prägten Milieu weg. Ich habe die neue Luft geliebt. Aber eigentlich erstaunte es mich, daß da und dort Dozenten von Format plötzlich unerklärlich aggressiv wurden, wenn es sich darum handelte, zu einer katholisch geprägten Auffassung Stellung zu nehmen. Ich denke an Urteile über die Klöster, Stellungnahmen zum kirchlichen Sittengesetz, dann auch an Äußerungen über die Verhältnisse in mehrheitlich katholischen Landesgegenden der Schweiz, wo bei ich immer wieder die Erfahrung machte, daß diese kaum auf Sachkenntnissen beruhten. Manchmal empfand ich deshalb das Bedürfnis... mich zu wehren. Ich tat es immer mit rotem Kopf und innerer Aufregung. Behaglich fühlte ich mich dabei nie. Schließlich habe ich es aufgegeben, mich an solchen Vorurteilen zu stoßen, da ich einsah, daß ich selber umgekehrt auch welche hatte.

Wenn wir als Kinder auf eine Wallfahrt mitgenommen wurden, so war das ganz einfach ein Fest. Es gab die Großeltern, die noch einen freien Platz im Auto hatten, und die mich einmal mitnahmen, dann wieder durfte ich mit einer älteren Cousine gehen und natürlich vor allem mit den Eltern und den Geschwistern. Wenn unsere Familie nach Einsiedeln pilgerte, war das eine freudige Angelegenheit. Mutter packte die Rucksäcke, Vater ließ mit dem Berufsmantel den Alltag zuhause und wir rannten mit den Bergschuhen eine Viertelstunde zu früh auf den Bahnhof. Der Weg, den wir zu Fuß gingen, dauert gut drei Stunden und führt über zwei Anhöhen. Auf der ersten gibt es einen Brunnen mit sehr kaltem Wasser. Dort machten wir immer Rast. Es gab entsprechend kalten Sirup, Wurstbrote, Kuchen und Schokolade. Beim Abstieg fand Vater, wir könnten jetzt für unsere verschiedenen Anliegen den Rosenkranz beten. Das taten wir so speditiv wie möglich. Die zweite Höhe erreichten wir im Dämmer. Der Blick nach Einsiedeln ist dort frei. Und immer grüßten die Lichter vom nahen Klosterplatz her. Oft läuteten auch die schweren Glocken zum Empfang. In Einsiedeln bezogen wir zuerst Quartier und gingen dann kurz in die schweigende Kirche hinauf. Bei der Gnadenkapelle beteten wir noch einmal zusammen. Am andern Morgen besuchten wir den Gottesdienst. Dann strichen wir Kinder bei den Buden herum, versuchten eine Miniaturmonstranz oder sonst etwas herrlich Geschmackloses zu ergattern

und machten uns glücklich und voll Besitzerstolz auf den Heimweg.

Solche Familienwallfahrten haben wir auch zu Bruder Klaus und zu kleinen Heiligtümern im Land herum gemacht. Sie sind mir alle in lieber Erinnerung. Auch an die Wallfahrten, die wir mit den Jugendgruppen machten, denke ich gern. Besonders jene in der Nacht, wo jedes einzeln mit seinem Laternchen in Sachseln den Hang zum Ranft emporstieg, werde ich nicht vergessen. Es war nebliger November. Der Weg war mit Lichtern bezeichnet und immer wieder war ein Ausspruch von Bruder Klaus in die hölzernen Wegpfeile eingebrannt, über den wir meditieren sollten. Um Mitternacht, als wir drunter im Ranft kleine Kreuze aus Erlenzweigen schnitten, die wir zum Gedenken heimnehmen wollten, stellten wir fest, daß wir sechs Kameradinnen verloren hatten. Unsere vielfältigen Anliegen wurden plötzlich zu einem einzigen, sehr aktuellen. Die Gegend

rund um die Melchaa ist bei Nebel nicht durchaus harmlos. Wir suchten und riefen stundenlang. Trotzdem fanden wir erst am Morgen zueinander. Aber alle fanden, daß gerade diese Wallfahrt, die unsere Not und Verlorenheit sehr real spüren ließ, zu einem großen Erlebnis geworden sei. Weniger romantisch, dafür echter waren die nächtlichen Studentenwallfahrten. Nach mehrstündigem Gang durch die Nacht, oft bei Regen oder Schneetreiben, unterbrochen von gemeinsamen Beobachtungen, wurde die Wallfahrt zu einem wirklichen Opfer, und die frierenden Zehen und müden Rücken fügten sich ein ins Gebet.

Ich habe aber den eigentlichen Sinn meiner Wallfahrten doch erst entdeckt, als ich allein ging. Ich konnte damals nicht mehr beten. Alles war öde und sinnlos geworden. Und doch wollte ich irgendwie eine Bewegung zu Christus hin machen. Ich wußte nichts mehr zu geben, als den ganz realen Weg zu ihm. Ich

Schweizerische Anekdote

Daß einige Schüler sich über den alten Sonderling lustig machten und ihm den Übernamen Nußgipfel anhängten, war gewiß nicht schön, aber leider auch nichts sehr Außergewöhnliches. Weniger gewöhnlich war die Art, wie der Gehänselte darauf antwortete. Er ging nämlich nicht zu den Eltern, den Lehrern oder der Schulpflege, um sich zu beschweren, sondern wollte dazu den Herrn Bundespräsidenten höchst persönlich aufsuchen.

Im Bundeshause freilich war man über den sonderbaren Bittsteller wenig erbaut und ließ ihn trotz allen Beschwörungen nicht bis zum höchsten Magistraten, der Wichtigeres zu tun habe, vordringen. Unser Mann aber wußte sich zu helfen. Er suchte sich ein Nachtquartier, und am folgenden Morgen stellte er sich rechtzeitig in der Nähe des Hauptportals beim Bundeshause auf. Sobald Bundespräsident Etter die Vortreppe erstieg, trat er ihm entgegen und brachte seine Bitte, die bösen Buben möchten ihn in Ruhe lassen, vor.

Der Bundespräsident konnte wirklich nicht selbst in die ziemlich entfernte kleine Stadt reisen, um zum Rechten zu sehen. Doch besann er sich, daß der Stadtammann als Standesvertreter

gerade in Bern weilte, winkte einem Weibel und gab ihm den Auftrag, den Hilfesuchenden zu diesem zu führen. Der aus der Sitzung geholte Ständerat, der selbst aus dem Lehrerstande hervorgegangen war, fand ohne Mühe den rechten Rank. Und so erlebte der gute Alte, daß, allen höhischen Voraussagen zum Trotz, doch der höchste Mann in der Eidgenossenschaft ihm zu seinem Rechte verhalf.

Adolf Haller



habe darum den Rucksack allein gepackt und kam mir reichlich komisch vor, daheim zu sagen, daß ich Wallfahrten gehe. Ich bin dann müde geworden und hungrig. Und ich glaubte, daß beides Gebet sein kann. Am Wallfahrtsort angekommen, hätte mich natürlich vieles stören können. Aber eigenartigerweise haben mich weder kitschige Andenken noch volkstümliche Bräuche abgestoßen. Vielleicht kommt das daher, weil man an einem Wallfahrtsort gewissermaßen untertauchen kann. Niemand hat mich je beachtet, also beachtete auch ich nicht, was mich allenfalls hätte stören können. Ich konnte seelenruhig stundenlang in der Kirche bleiben, ich konnte aber auch als Symbol eine Kerze anzünden, ich durfte sogar weinen – niemand störte mich dabei. Es war schön, seine Gefühle einmal nicht verstecken zu müssen. Wohl deshalb habe ich mich an Wallfahrtsorten immer sehr zuhause gefühlt.

Ich möchte von meiner Freundin Margrit erzählen. Die Art, wie sie und ich in religiösen Belangen aufeinander reagierten, scheint mir in mancher Hinsicht bezeichnend. Margrit ist protestantisch. Ihr Glaube ist ihr zentrales Anliegen. Was ich an ihr immer bewunderte, ist die tiefe persönliche Christusbeziehung und ihre innere Freiheit. Als sie etwa 18 Jahre alt war, kaufte sie sich ein katholisches Meßbuch. Ich fand auch die Nachfolge Christi und verschiedene Bücher, die ein bischöfliches Imprimatur trugen, bei ihr. Das hat mich damals erstaunt. Ich fragte mich, ob sie wohl konvertieren wolle. Das war aber durchaus nicht der Fall. Ihr Christentum hatte einfach mehr Breite als meines. Umgekehrt habe ich aber auch oft erlebt, wie sie unter dieser Freiheit, die sie allein noch nicht zu füllen vermochte, litt. Von Zeit zu Zeit verlor sie einfach den Boden unter den Füßen. Ich hatte diese Freiheit nicht. Für mich war alles fest gefügt und geordnet. Dadurch war ich weniger in Gefahr, den Boden zu verlieren. Aber ich hing auch viel mehr an den Äußerlichkeiten. Ich hätte es zum Beispiel niemals gewagt, am Sonntag nicht zur Messe zu gehen oder am Freitag Fleisch zu essen. Ich behauptete zwar, daß ich mich absolut freiwillig an diese Gebote halte. Das stimmte zum Teil. Zum Teil steckte aber auch kindische Furcht dahinter, wie etwa: wenn du nicht zur Messe gehst, stürzest du

auf der Bergtour ab – und ähnliches. Ich hatte Mühe anzunehmen, daß Gott mich immer liebt, auch dann, wenn ich etwas Böses tat. Dieser Druck, der mich veranlaßte, mich an eine Ordnung zu halten, hatte aber auch gute Seiten. So war ich zum Beispiel von Kind an gewöhnt, meinen Gefühlsregungen im religiösen Leben kein großes Gewicht beizumessen. Ich ging nicht zum Gottesdienst, weil ich eine gemüthafe Befriedigung erwartete, obwohl einem der Reichtum der Liturgie die Befriedigung zeitweise zu geben vermag, sondern weil es in Ordnung ist, daß der Mensch Gott auch auf diese spezielle Weise dient. Ich fand es immer normal, Christus einen Teil meiner Zeit zu geben, egal, was für mich dabei herauskam. Margrit war in dieser Beziehung anders. Wenn sie am Sonntag in die Kirche ging, wollte sie etwas heimtragen. Wenn ihr der Gottesdienst nicht zum Erlebnis zu werden vermochte, fand sie, es habe keinen Sinn gehabt, hinzugehen. Von einer Predigt verlangte sie unter allen Umständen, daß sie gut sei. Deshalb wählte sie sich bald einmal die Pfarrer aus und ging nur noch in bestimmte wenige Gottesdienste. Auch im Gebet hatte sie eine ähnliche Haltung. Sie erwartete ein Gefühl dabei. Ich dagegen habe lange überhaupt nicht gewußt, daß einem im Gebet Erlebnisse packen können. Ursprünglich war für mich Gebet ein langsames bewußtes Rezitieren alter allgemein gültiger Gebetsformen. Aber es war wiederum etwas, von dem es einfach normal ist, daß es der Mensch tut, ohne daß er davon eine innere Befriedigung erwartet. Diese Haltung wurde ich auch der Predigt gegenüber gelehrt. Eine gute Predigt ist etwas sehr Erfreuliches. Eine schlechte aber stellt die Zuhörer vor die Aufgabe, einen guten Gedanken daraus herauszunehmen, und sich diesen zu eigen zu machen. Manchmal fand ich zwar, die Priester könnten besseren Rhetorik-Unterricht nehmen, statt von uns diese demütige Haltung zu verlangen. Aber belastet hat mich diese Tatsache nie groß.

Verglichen mit Margrit hatte ich viel Disziplin in den religiösen Belangen. Das hat sie wohl manchmal beunruhigt. Und mir hat es ein Gefühl der Sicherheit gegeben, das sich oft in einer Art Überheblichkeit äußerte. Wenn wir aber ehrlich miteinander über diese Probleme sprachen, haben wir uns immer wieder sehr gut verstanden. Und mir scheint, wir haben auch viel voneinander gelernt.